



Wer durchs Münchner Schlachthofviertel spaziert, sieht den staunenswerten Bau von fast jeder Ecke aus. FOTOS: ROLAND HALBE

Das Wunder von München

Pünktlich, skandalfrei, schön: Das Volkstheater ist fertig

Egal, auf welcher Straße man sich auf das neue Volkstheater zubewegt, irgendwann kommt der Moment, an dem man von dem staunenswerten Gebäude wie magisch angezogen wird und jetzt, wo der Bauzaun weg ist, durch den großen Torbogen hindurch auf den Innenhof zu steuert, direkt auf den gläsernen Haupteingang zu. Dahinter, im Foyer, stehen gerade drei Männer und können ganz offensichtlich gut miteinander. Spricht der eine, hören die anderen zwei aufmerksam zu. Und als sich die Truppe in Bewegung setzt, erklärt der Hausherr dem Architekten: „Sie führen“ und hält allen höflich die schwere Brandschutztür auf, auch dem Vertreter des Baureferats.



Wenn ein Haus fertig wird, dann geht eine Reise zu Ende. Je größer das Haus, desto länger dauerte nicht nur die Reise, sondern desto komplizierter war sie auch, mitunter sogar hässlich. Vieles lässt sich planen, anderes nicht. Doch langsam fragen sich einige, ob Großbauten in diesem Land überhaupt jemals planmäßig fertig werden können. Ob nicht zuwängelig die Fristen gerissen und die Baukosten explodieren müssen. Schließlich scheint so gut wie kein öffentlicher Bau die vorgegebene Ziellinie, was Zeit und Kosten betrifft, zu erreichen. Gerade im Kulturbereich. Gut, es gibt Ausnahmen, das Museum Folkwang in Essen etwa, die Berlinische Galerie oder die Kunsthalle Mannheim. Aber die Regel ist das nicht. Während die Baukosten steigen, wird die Eröffnung immer weiter nach hinten geschoben. Egal ob beim Humboldt-Forum in Berlin, beim Schauspiel Köln oder dem Deutschen Museum in München. Außer beim Münchner Volkstheater. Dort wird das neue Gebäude wie geplant am 15. Oktober eröffnet. Und wie geplant hat der Neubau, der die Größe eines Fußballfeldes hat, 131 Millionen Euro gekostet. Die Geschichte eines Wunders also.

Ein Wunder, bei dem man fast vergisst, dass dabei auch eine Architektur entstanden ist, die glücklich macht. Glücklicherweise im Foyer, weil hier die leicht gekrümmten Wände des Ziegelbaus in satten Farben den Besucher empfangen, in Kanarienvogelgelb, Taubenblau und Türkisgrün, und ihn dadurch wie mit Energie aufladen. Glücklicherweise dieses Theater hier nun in seiner Gänge funktionieren darf, statt täglich in Einzelteile zerlegt werden zu müssen, weil

kein Platz im alten Haus war. Glücklicherweise aber auch, weil in der von Luxus geprägten Isarmetropole ein neues Quartier mal eben nicht mit einem hochpreisigen Wohnbau eröffnet wird, wie im benachbarten Dreimühlenviertel auf dem ehemaligen Rodenstock-Gelände oder am Nockherberg, wo auf dem früheren Brauereigelände Wohnungen und Stadthäuser gerade für einen Quadratmeterpreis von bis zu 27000 Euro gehandelt werden. Sondern hier ein Theater den Impuls setzen darf, und zwar in einer der spannendsten Ecken Münchens, zwischen aktivem Schlachthof und Bahnwärter Thiel, einem Ort, den Nicht-Münchner dieser Stadt gar nicht zutrauen, weil er unaufgeräumt ist, improvisiert und alternativ.

Am alten Standort in der Briener Straße musste man das Volkstheater dagegen stets suchen. Der Hinterhof der viel befahrenen Straße hatte zwar auch seinen Charme – und seine Geschichte, zumindest wenn man den vereinzelt Japanern glaubte, die die ehemalige Turnhalle des Bayerischen Fußballverbandes zielsicher ansteuerten, weil dort offenbar die Vergabe der Olympischen Spiele nach Tokio 1964 verkündet worden war – aber eine Strahlkraft hat das Theater an diesem Ort nie erzeugen können. Das dürfte im Viehhof anders sein. Überragt doch dort das Haus mit seinem knallroten Bühnenumarm und dem elegant weiß schimmernden Dachaufbauten weithin sichtbar seine Nachbarstadt.

Und schließlich macht einen diese Architektur ganz besonders glücklich: Christian Stückl. Obwohl sich der Intendant bei der Tour mit einer Handvoll Architekturkritiker zurückhält, ist seine Begeisterung nicht zu übersehen. Selbst wenn er den Worten des Architekten Arno Lederer still zuhört, strahlen seine Augen, ach was, sein ganz Bühnenhafter Körper vor Freude. Immer wieder springt er auf und erklärt wie ein kleiner Junge am Weihnachtsabend: die automatische Bestuhlung! Die gewaltigen Möglichkeiten der Kreuzbühne! Die

enorme Deckenhöhe der Montagehalle! Sein Haus!

Aber bevor man sich mitreißen lässt von dieser Wunderwelt, wo es eine Färberei gibt, wo Maskenbildnerinnen arbeiten, Schneiderinnen, Schreiner, Polsterer und Schlosser und das verschachtelte Innenleben eher einer mittelalterlichen Stadt gleicht als einem mittelständischen Betrieb mit 150 Mitarbeitern, einmal die Frage gestellt: Wie hat das bitteschön geklappt? Wie konnte das angesichts dieses Theaterzaubers fast schon schöne Wunder der Kosten und des Zeitplans gelingen?

„Es gab eine sehr funktionale Leistungsbeschreibung“, sagt Helmut Krist vom Münchner Baureferat angemessen nüchtern. Auf 1000 Seiten stand da drin, was für ein Theater die Stadt als Bauherrin haben wollte. Eineinhalb Jahre war Krist im Vorfeld allein damit beschäftigt, mit Stückl und dessen technischem Leiter die Leistungsbeschreibung zu erarbeiten. Die 1000 Seiten waren aber „nicht alles“, so Krist. Dazu kamen 18000 Zellen in Exzellabellen – jeder der 300 Räume im Theater ist mit etwa 60 Anforderungen belegt. Außerdem noch 90 Anlagen, Gutachten, die sich mit dem Boden beschäftigten oder mit Gerüchen, man ist ja im Schlachthofviertel. Kurz: Ein Mammutwerk, das durchdrungen war von der Frage: „Was ist zu viel?“

Statt zwei Personenversenkungsanlagen – braucht man, um Personen auf der Bühne schnell verschwinden zu lassen – gab es nur eine. „Spart einen neuen VW-Golf.“ Und sonst? Wo wurde der Rotstift angesetzt? Was tat weh? Stückl muss überlegen. Zieht an der nächsten Lucky Strike wie an einer Wasserpfeife, hustet und überlegt weiter. Eine Dachbar wollten sie, eine zweite Drehscheibe für die Bühne, einen Malsaal – „aber das sind keine wirklichen Verluste“, so Stückl. „Ich denke schon gar nicht mehr dran.“

Oberammergauer Pragmatismus. Einerseits. Andererseits hat man das Gefühl, dass da jemand beseelt war von dem festen

Wunsch, ein Theater zu bekommen. Endlich raus aus dem Provisorium in der Briener Straße, wo jeden Abend das Bühnenbild zerlegt und in Lastwagen raus aus der Stadt transportiert werden musste, weil kein Platz war, es im Haus zu verstauen. Wo die Requisiten und Werkzeuge in zwölf umliegenden Garagen verteilt waren und die Probebühnen auf zwei Stadtviertel. Und wo der Chef deswegen viele seiner Mitarbeiter gar nicht täglich sah. Wie ein „Bienenhaus“ sollte der Neubau daher werden, „wo wir uns so oft wie möglich begegnen“.

Krist kennt Projekte, wo die andere Seite nur fordere und fordere. Beim Münchner Volkstheater war das nicht der Fall. Die Zusammenarbeit sei „hervorragend“ gewesen. Und das ist wichtig. „Falls es dem Bauherrn nicht gelingt, den Nutzer zu disziplinieren, wird jedes Projekt aus dem Ruder laufen“, sagt Wolfgang Müller, der Geschäftsführer des Bauunternehmens Georg Reisch. Müller muss es wissen. Seine Firma bietet Bauprojekte schlüsselfertig an. Generalübernehmerverfahren nennt man diese Art, Gebäude zu bauen. Das heißt: Von Reisch bekam die Stadt das Theater im Gesamtpaket, mit einer bestimmten Architektur, zum Festpreis und zu einem vereinbarten Termin.

Ein fixes Budget muss keine mindere Qualität bedeuten, findet der Architekt

Klingt nach der rettenden Lösung für alle, birgt aber auch Gefahren. Durchdekliniert, was alles Mögliche und Unmögliches schiefgehen kann, hat zum Beispiel die Elbphilharmonie, wo Hochtief der Generalübernehmer war. Grundsätzlich kann man aber sagen: Alle nachträglichen Änderungen stören den Baublauf. Wie ein Zug, der fährt und dann außerplanmäßig halten muss. Was dann passieren kann, zeigte auf fast schon kafkaeske Weise der Berliner Flughafen, wo es 500 Planungsänderungen gegeben haben soll. Aber auch der Stuttgarter Hauptbahnhof macht als Dauerbaustelle klar, was es bedeutet, wenn man nicht im Vorfeld genau definiert, was man will.

Natürlich gehöre auch Glück dazu, so Müller. Beim Volkstheater gab es keine bösen Überraschungen im Untergrund, wie bei Stuttgart 21 oder auf der Berliner Museumsinsel, was die Kosten sofort in die Höhe schnellen lässt. Außerdem waren „alle beteiligten Personen von Anfang bis Ende die gleichen“. Und sie waren entscheidungsbefugt. Dadurch sei kein Wissen, keine Absprachen verloren gegangen, Entscheidungen konnten schnell gefällt werden. Und trotzdem: „Der Nutzer wusste vorher ganz klar, was er wollte.“

Aber wie viel Spielraum lassen 1000 Seiten und 18000 Zellen in einer Exzellabelle für den Architekten? „Das ist wie James Joyce lesen, Wort für Wort“, sagt Arno Lederer, der Architekt. „Aber wenn man einmal durch ist, ist man mit dem Entwurf weiter.“ Kein Problem mit zu vielen Vorgaben also? „Die funktionale Leistungsbeschreibung ist eine quantitative Sache. Da stand nicht einmal drin, dass die Stadt ein schönes Haus will.“ Dafür war er mit seinem Büro Lederer Ragnarsdóttir Oei zuständig. Lederer vergleicht es mit einem Ernährungswissenschaftler, der ein dickes Buch darüber schreibt, was alles gesund ist – und einem Koch, der daraus etwas Gutes kocht. Auch das fixe, nicht gerade üppige Budget störte Lederer nicht. „Die Kosten sind Teil des Entwurfs. Wenn ich mein Ziel nicht erreichen kann, kann ich das Projekt nicht machen.“ Bei der Sanierung des Staatstheaters Darmstadt habe er gelernt, was es heißt, „up to budget“ zu entwerfen. „Das muss nicht mindere Qualität bedeuten.“ Es muss aber eben auch nicht immer „Unter den Linden sein oder Herzog und de Meuron“.

Mehr Probleme hatte Lederer mit dem Verfahren. Eigentlich sei ein Generalübernehmerverfahren ein „rotes Tuch“ für ihn. Viele Architekten empfinden das so. Den Großen der Branche geht es um Gewinnmaximierung. Nicht selten wird die andere Seite zu diesem Zweck schon mal vor Gericht gezerrt. Aber mit dem mittelständischen Bauunternehmer Georg Reisch hatte Lederer schon gebaut. „Wir kennen das Team, und sie wissen, wie komisch wir sind.“ Komisch, weil man nicht von der Stange entwirft, weil man einen Bogen mauert oder Blumentöpfe zu Lampen umfunktioniert.

„Lass Lederer bauen!“, hat auch Stückl gedacht, als er die Blumentöpfe für die Lampen im Zuschauerraum der großen Bühne sah. Gefallen haben sie ihm zunächst nicht, genauso wenig wie die starke Farbigkeit im Foyer, aber als ausgebildeter Bildhauer habe Stückl gelernt, „Freiraum zu geben und laufen zu lassen“.

Es ist dieses höfliche Miteinander, dem anderen auch mal den Vortritt lassen, weil man an das gemeinsame Ziel glaubt, was vermutlich mehr noch geholfen hat beim Münchner Wunder als jede Zelle in der Exzellabelle und jede Seite in der Leistungsbeschreibung.

Letzte Frage, Herr Stückl: Wie kommt das neue, deutlich größere Haus nun mit den Budgetkürzungen klar, die die Stadt gerade aufgrund der eingebrochenen Steuereinnahmen beschlossen hat? „Das ist schwierig für alle städtischen Theater“, hustet Stückl mehr als dass er spricht. Die zweite Lucky-Strike-Packung ist fast leer. „Aber wir sind an Lösungen dran.“ Die geplante Theaterpädagogik muss der Intendant nun erst mal weglassen – hatte er die vergangenen 20 Jahre auch nicht – den Kindergarten für seine Mitarbeiter aber will er unbedingt, jetzt eben privat initiiert. „Wir werden das hinkriegen.“ Sowieso: Wer ein solches Wunder schafft, dem dürfte auch das gelingen. LAURA WEISSMÜLLER

► Alle Folgen auf [sz.de/prachtbauten](https://www.sz.de/prachtbauten)



Bunt, groß, einladend: das Foyer des neuen Theaters.